

Diversitätsbewusste Perspektiven für eine Soziale Arbeit in der Migrationsgesellschaft

Rudolf Leiprecht

Der vorliegende Text wurde publiziert in:

Leiprecht, Rudolf (2018): Diversitätsbewusste Perspektiven für eine Soziale Arbeit in der Migrationsgesellschaft. In: Blank, Beate/Gögercin, Süleyman/Sauer, Karin/Schramkowski, Barbara (Hrsg.): Soziale Arbeit in der Migrationsgesellschaft. Wiesbaden: Springer/VS. S. 209-220.

1. Einleitung

Fachdebatten und Konzepte zu Diversität/Diversity gewinnen auch in der Sozialen Arbeit zunehmend an Bedeutung. Mit meinem Beitrag versuche ich zu zeigen, dass das Praxiskonzept Diversität auf besondere Aufmerksamkeiten und eine untersuchende Haltung angewiesen ist. Dabei gehe ich davon aus, dass die Theorien und empirischen Ergebnisse zu *Differenzlinien* in Verbindung mit dem Analyseinstrument *Intersektionalität* eine zentrale Rolle spielen. Ich beginne mit der Skizzierung von Othering-Prozessen in der Migrationsgesellschaft, da sie a) gesamtgesellschaftlich aktuell eine große Relevanz haben und b) ich so für eine diversitätsbewusste Perspektive bereits auf die grundlegende Spannung zwischen einer unverzichtbaren Anerkennung von Subjektivität und der gleichzeitigen Aufmerksamkeit gegenüber gesellschaftlichen Verhältnissen, mit denen Subjekte möglicherweise zu tun haben, aufmerksam machen kann. Zudem kann ich dann zeigen, dass bei einer diversitätsbewussten Perspektive ein *Mehr an Differenzlinien* mit in den Blick kommt, womit zugleich in einer migrationsbezogenen Debatte *ganzheitlicher* diskutiert und auch deutlich wird, dass die Angehörigen der sog. Mehrheitsgesellschaft mit den migrationsgesellschaftlichen Verhältnissen zu tun haben, und zwar teilweise in eher privilegierten Positionen. Mit dem Diskursmuster *Wohlfahrtschauvinismus* versuche ich anschließend zu zeigen, wie teilweise in der Migrationsgesellschaft argumentiert wird und dass Diskursmuster – und zwar oft auch unabhängig von den sozialen Positionierungen ihrer Vertreter_innen – ebenfalls von unterschiedlichen Differenzlinien durchzogen sind (hier mindestens von Klassen-/Schichtungs- und Migrationsverhältnissen) und mit dem Analyseinstrument *Intersektionalität* untersucht werden können. In den letzten Abschnitten meines Beitrages arbeite ich schließlich die – aus meiner Sicht – wichtigsten Elemente und Besonderheiten einer diversitätsbewussten Perspektive für die Soziale Arbeit heraus.

2. Das Unmarkierte in *Othering*-Prozessen

Migrierte oder Geflüchtete bzw. deren Kinder und Kindeskindern werden oft nicht als Individuen in spezifischen gesellschaftlichen Kontexten und damit verbundenen Möglichkeitsräumen gesehen, sondern als Angehörige von *Groß-Gruppen* wahrgenommen. Diese werden mit Kollektiv-Bezeichnungen wie Ausländer, Gastarbeiter, Asylant bzw. Türke, Albaner, Afghane, Araber, Syrer, Russe o.Ä. belegt, wobei letztere national-ethnisch-kulturell markiert sind.¹ Meist sind in solchen Konstruktionen bereits Assoziationen eingeschrieben, die auf Fremdheit, Dankbarkeit von Gästen, Vorläufigkeit des Aufenthalts etc. abheben, und/oder sie sind durch abwertende Zuschreibungen geprägt (kulturell rückständig, paternalistisch, potentiell gefährlich, etc.). Diese Bezeichnungen und Assoziationen begleiten *Otheringprozesse*, bei denen die Vorstellung eines als negativ bewerteten *Anderen* erzeugt wird. Die aktiv konstruierende Seite dieses Prozesses, den Blick zwar führend und die Aufmerksamkeit lenkend, bleibt dabei unmarkiert im Hintergrund, erscheint aber in einer spiegelbildlichen Anordnung fast zwangsläufig als das positive Gegenteil des konstruierten Anderen. Es werden zwei Seiten gebildet, die jeweils als einheitlich und statisch vorgestellt werden, wobei nur über die Anderen gesprochen bzw. auf die Anderen verwiesen wird.

Diversitätsbewusste Perspektiven versuchen hier einzugreifen, befassen sich mit der Frage, unter welchen Voraussetzungen und in welchen Verhältnissen sich welche Konstruktionen als eine Art *Allgemeinwissen* durchsetzen, ob und in welcher Weise bestimmte Interessen und Strukturen damit verbunden sind und welche Folgen dies hat. Das *Unmarkierte des Othering* soll also sichtbar gemacht werden. Gleichzeitig geht es bei diversitätsbewussten Perspektiven darum, die jeweils behauptete Homogenität und Unveränderbarkeit zurückzuweisen, auf Komplexität und Prozesshaftigkeit aufmerksam zu machen und stereotypisierend-pauschale Zuschreibungen und Bewertungen als unvollständig-einseitige Geschichten² zu kritisieren. Die ‚Angehörigen‘ der konstruierten Groß-Gruppen sollen als Individuen kenntlich werden, die *nicht* wie Marionetten an Makrophänomenen wie Kultur oder Nation (aber auch Migration oder Flucht) hängen und durch diese determiniert sind, sondern eigensinnig innerhalb von spezifischen Möglichkeitsräumen fühlen, denken und handeln. Dabei wird auch danach gefragt, ob und in welcher Weise innerhalb dieser Möglichkeitsräume die Formen des Othering, der Nicht-Anerkennung, der festlegenden Zuschreibung, der Abwertung, der

¹ Bewusst wird hier beim Nachvollzug von gängigen Bezeichnungen auf den Versuch einer geschlechtergerechten Sprache verzichtet, da in der Tat meist männliche Sprachformen benutzt werden.

² Die nigerianische Schriftstellerin und Literaturwissenschaftlerin Chimamanda Adichie nennt dies treffenderweise *single stories* (vgl. Adichie 2009).

Ausgrenzung etc. eine Wirkung entfalten und wie die Einzelnen damit umgehen. Allerdings weisen diversitätsbewusste Perspektiven über migrationsbezogene Akzentuierungen hinaus und thematisieren zusätzlich auch die Verbindungen mit und zwischen *Differenzlinien* wie Klasse/Schicht, Geschlecht/Sexualität, Generation/Alter und Behinderung.

3. Intersektionalität

Die Debatten zu Überschneidungen und die gleichzeitigen ‚Wirkungen‘ verschiedener Differenzlinien haben eine lange Geschichte und eine noch längere Vorgeschichte. Sie finden im Kontext von sozialen (Emanzipations- und Widerstands-) Bewegungen statt und es ist kein Zufall, dass sie zunächst von schwarzen Feministinnen entlang der Differenzlinien ‚race‘ und gender vorangetrieben wurden. Dabei war es die us-amerikanische Rechtswissenschaftlerin Kimberlé Crenshaw, die schließlich *Intersektionalität* als Begriff in die Debatte eingeführt hat (vgl. Crenshaw 1994), der um die Jahrtausendwende dann auch Einzug in die deutschsprachige Fachdebatte fand (vgl. Lutz 2001; Knapp 2005).

In migrationsgesellschaftlichen Zusammenhängen hat eine diversitätsbewusste Perspektive – verbunden mit dem Analyseinstrument *Intersektionalität* – den großen Vorteil, nicht ohne Weiteres von der Alleingültigkeit bestimmter Differenzlinien, die in den Vordergrund gedrängt werden, auszugehen. Ein Beispiel sind Fallbeschreibungen, in denen etwa ein Konflikt zwischen Vater und Tochter vorkommt. Oft wird dann, wenn eine familiäre Migrationsgeschichte genannt wird, schnell die Differenzlinie *Kultur*³ in den Vordergrund gestellt, insbesondere bei Herkunftsländern, die mit dem Islam assoziiert werden. Und während in ähnlichen Fallbeschreibungen *ohne* ‚Migrationshintergrund‘ vielleicht die Differenzlinien *Generation* und *Geschlecht* dominieren, fehlt hier meist die Bezugnahme auf *Kultur*. Auch bei Fallbeschreibungen, in denen Rückstände im Bereich formaler Bildung thematisiert werden, fällt häufig auf, dass bei den Ursachenvermutungen dort, wo ein ‚Migrationshintergrund‘ genannt wird, Hinweise auf *Kultur* prominent vertreten sind, während solche auf *soziale Klasse/Schicht* fehlen. Mit dem Analyseinstrument *Intersektionalität* ist bei Fallbeschreibungen also stets zu fragen, weshalb, in welcher Weise und mit welchen Folgen aus dem Ensemble von Differenzlinien eine bestimmte in den Mittelpunkt gestellt wird, ob dies wirklich

³ Wobei auf den Kulturbegriff, der dabei oft benutzt wird und durch dessen ‚Brille‘ Dynamik, Pluriformität und subjektive Flexibilität systematisch ‚übersehen‘ werden, an dieser Stelle gar nicht eingegangen werden kann (vgl. hierzu Leiprecht 2012).

angemessen ist, und ob nicht andere bzw. weitere Differenzlinien im konkreten Fall bedeutsam sind?

Dabei wird durch die gleichzeitige Berücksichtigung von mehreren Differenzlinien mit ihren komplexen Verbindungen und Wechselwirkungen auch eine *ganzheitlichere* Betrachtung möglich. Ein Mensch hat stets eine Geschichte *und* befindet sich in einer aktuellen Situation, die in einer je spezifischen Weise mindestens mit all den bereits genannten Differenzlinien verbunden sein kann, die nicht isoliert voneinander, sondern jeweils in einem *besonderen* Zusammenhang stehen.

Zur Verdeutlichung möchte ich eine einfache Beschreibung versuchen: Wir wurden jeweils an einem bestimmten Ort in der Welt zu einer bestimmten Zeit geboren, und bei diesem Beginn sind die Personen, die sich um uns kümmerten, von besonderer Bedeutung. Im Verlauf unserer Lebensgeschichte dominierte z.B. eine Einordnung und Sozialisation als weiblich oder männlich, wobei das sich in der Jugendphase entwickelnde sexuelle Begehren vielleicht als ‚natürlich‘ und ‚normal‘ oder als ‚unnatürlich‘ oder ‚unnormale‘ bewertet wurde. Unser Körper konfrontierte uns möglicherweise von Anfang an mit spezifischen Beeinträchtigungen im Zusammenspiel mit einer Umwelt, die eher Barrieren aufwarf denn Zugänge ermöglichte, oder uns waren solche Einschränkungen gänzlich unbekannt. Um uns sorgte sich z. B. eine Mutter, die als Alleinerziehende nur zeitweise berufstätig war und zudem Eltern hatte, die selbst eher schlecht bezahlten Berufen nachgingen. Oder aber wir wuchsen in einer Kleinfamilie auf, in der die Sorge um die finanziell-materielle Ausstattung kaum eine Rolle spielte, und zwar nicht nur, weil dem Vater und der Mutter ein längeres Studium ermöglicht worden war und sie akademischen Berufen nachgingen, sondern auch, weil sie durch ihre wohlhabenderen Eltern unterstützt wurden und nicht zuletzt mit einem größeren Erbe gerechnet werden konnte. In all den Geschichten und Situationen unseres Aufwachens machten wir uns allerdings fast nie Gedanken über unsere Staatsangehörigkeit, es sei denn nach Unterrichtsstunden, Dokumentarfilmen oder Auslandsreisen, in denen wir mit der Shoah und/oder dem national-sozialistischen Eroberungskrieg konfrontiert wurden. Unser Wohn- und Aufenthaltsort und dort ‚gängige‘ Denk- und Handlungsmuster schienen uns jedenfalls stets fraglos gegeben zu sein.

Nun wirken solche Beschreibungen immer etwas klischeehaft und sind gegenüber dem ‚wirklichen‘ Leben stark vereinfacht. Dennoch: Das ‚Wir‘ *ohne* Migrationshintergrund, das ich hier entlang von Annahmen und Kenntnissen über gesellschaftliche Realität entwerfe, ist von vielen verschiedenen Differenzlinien durchzogen, wobei jeweils eine eher privilegierte und eine eher benachteiligte

Positionierung beschrieben wird. Einmal wird entlang einer ersten Differenzlinie eine privilegierte Position deutlich und zugleich entlang einer zweiten und dritten eine benachteiligte. Damit ist noch nicht gesagt, was nun genau passiert ist, und es ist schon gar nicht klar, wie mit den daran gekoppelten Behinderungen und Möglichkeiten umgegangen wurde. Jedoch ist es angesichts der vorherrschenden gesellschaftlichen Differenzordnungen, Strukturen, Diskurse usw. *wahrscheinlich*, dass z. B. körperliche Beeinträchtigung unter Verhältnissen relativen Reichtums zu anderen Möglichkeitsräumen führt als unter jenen von relativer Armut. Und vermutlich findet Sexualität unter Verhältnissen körperlicher Beeinträchtigung und relativer Armut einen anderen Möglichkeitsraum vor als unter Verhältnissen ohne körperliche Beeinträchtigung und mit relativem Reichtum. Auch hat ein homo- oder bisexuelles Begehren in der letzteren Konstellation vermutlich einen größeren Möglichkeitsraum was wiederum nicht bedeutet, dass ein völlig diskriminierungsfreies Leben wahrscheinlich ist.

Differenzlinien, die zu eher privilegierten Positionierungen beitragen und für die entsprechend Positionierten gewissermaßen nie zum Problem wurden, werden von ihnen in ihrer Bedeutung oft gar nicht mehr wahrgenommen. Dabei haben z. B. auch Angehörige der weißen Mehrheitsgesellschaft mit Migration und Flucht zu tun, wenn auch auf der jeweils ‚anderen Seite‘. So beziehen sie sich z. B. auf Diskursmuster und ‚Denkangebote‘ gegenüber Geflüchteten, die von Verantwortungsübernahme, Solidarität und direkter Unterstützung über Interesse, Gleichgültigkeit und innerer Distanz bis hin zu mehr oder weniger verdeckter Abwertung, schroffer Ablehnung und offener Gewalt reichen. Nicht selten sind diese Diskursmuster und darauf bezogenes Denken und Handeln ebenfalls durch *intersektionale Anordnungen* gekennzeichnet. So stehen z. B. Rassismen im Alltag in aller Regel nicht für sich allein, sondern sind eng mit Sexismen verknüpft (vgl. Leiprecht 2017, S. 56f.), und auch Verbindungen zu Figurationen, die auf Diskursen zu Kosten-Nutzen oder Konkurrenz-Leistung aufbauen und dabei *innere Logiken von Klassismus*⁴ präsentieren, sind oft in Verbindung mit rassistisch begründeter Migrationsabwehr zu beobachten.

⁴ Mit Klassismus (classism) ist eine Form der Ausbeutung und Diskriminierung gemeint, die bestimmte soziale Klassen (working class, poverty class) benachteiligt (vgl. Kemper & Weinbach 2009). In der Fachdebatte werden *Klassenverhältnisse* mit einem Schwerpunkt eher auf dem politökonomischen System oder eher auf gesellschaftlicher Zuschreibung/Positionierung diskutiert (zu letzterem vgl. Blaine 2007).

4. Das Beispiel Wohlfahrtschauvinismus

Das Diskursmuster *Wohlfahrtschauvinismus* kann als Beispiel für eine Verbindung von Klassismus und Rassismus gelten. Ich beobachtete es zuerst in den späten 1980er und frühen 1990er Jahren im Rahmen einer Untersuchung bei deutschen Jugendlichen ohne sog. Migrationshintergrund (vgl. Leiprecht 1990). Und es erscheint mir angesichts der aktuellen öffentlichen Debatten zum Thema Flucht und Migration in seinen unterschiedlichen Ausformungen auch heute noch überaus aktuell zu sein.

Konstruiert wird mit *Wohlfahrtschauvinismus* das Bild von der ungleichen Entwicklung und der Verteilung des Reichtums auf der Welt als ein nahezu analoges Abbild des gesellschaftlichen Aufstiegs hierzulande, wobei oft räumliche Anordnungen eines ‚Oben‘ und ‚Unten‘ projiziert werden. Ein Aufstieg wird vorgestellt als möglich durch individuelle Fähigkeiten (Intelligenz, Erfindungsreichtum, Fleiß) und Leistungsbereitschaft; und es wird behauptet, dass die, die ‚Oben‘ positioniert sind, es auch verdient haben, da sie etwas geleistet haben; umgekehrt haben es die, die ‚Unten‘ sind, durch eigenes Verschulden nicht geschafft. Dieses Muster wird gekoppelt an Hinweise auf ein biologisches und kulturelles Erbe: Die eigenen Vorfahren haben die notwendigen Fähigkeiten und Leistungen bereits gezeigt, und in deren Fußstapfen bewegt man sich nun, da a) der Weg durch die Ahnen geebnet und b) zur Fortführung des Weges die kulturelle Voraussetzung und die Veranlagung vererbt wurden. Diejenigen, die solche Argumentationen vertreten, möchten als Angehörige einer starken deutschen Nation zu den ‚Reichen‘ gehören und zeigen meist eine ausgrenzende Haltung gegenüber Geflüchteten, aber auch gegenüber den ‚unteren‘ Gesellschaftsschichten. Die Neigung zu Herrschaft und Unterdrückung wird als natürlicher Wesenszug des Menschen behauptet: Die Menschen seien von Natur aus egoistisch, und der Kapitalismus und die hierarchische Anordnung der Nationalstaaten erscheint somit als eine Gesellschafts- und Weltordnung, die dieser Natur des Menschen entspricht. Ausgeblendet werden dabei Kolonialismus, Ausbeutung, ungleiche Wirtschaftsbeziehungen, Handelsbarrieren etc.; und oft auch die direkten Kosten, die der Reichtum ‚Oben‘ für diejenigen verursacht, die nach ‚Unten‘ gedrängt und dort gehalten werden.

Nun hat Soziale Arbeit häufig mit Menschen zu tun, die von Armut bzw. prekären Lebenslagen betroffen sind und zu denjenigen gehören, die aus wohlfahrtschauvinistischer Perspektive als das gesellschaftliche ‚Unten‘ beschrieben werden. Professionelle der Sozialen Arbeit sollten also auch kompetent darin sein, eine sachgerechte Perspektive auf soziale Gerechtigkeit zu verteidigen, nationale und internationale Ausgrenzungs- und Benachteiligungsprozesse zu analysieren

und in verständlicher Weise zu kommunizieren. Und nicht nur in der Interaktion mit Adressat_innen müssen sie individualisierenden Schuldzuweisungen entgegenreten können. Gleichzeitig sollten sie sich keinen Illusionen hingeben. Die eigene prekäre und benachteiligte Lebenslage hindert Menschen nicht unbedingt daran, selbst Elemente solcher Diskursmuster zu übernehmen, allerdings in abgewandelten Formen: Oft wird die angeblich ‚richtige‘ Anordnung der Nationalstaaten in der Welt und ihre absurde Ursachenbehauptung wird im Prinzip übernommen, allein wird beklagt, dass innergesellschaftlich das ‚eigene Deutschsein‘ nicht wirklich gewürdigt, ja verkannt wird und Reichtum zu Ungunsten ‚der Deutschen‘ verteilt wird.

Das Diskursmuster *Wohlfahrtchauvinismus* kann – gewissermaßen als Negativ-Beispiel – auch einen Eindruck davon vermitteln, dass Denken und Handeln, Sprechen und Schreiben, Wählen und Nicht-Wählen usw. zwar in subjektiven Möglichkeitsräumen stattfindet, dabei aber – in einem bestimmten Maßstab und mit einer bestimmten Reichweite – Auswirkungen auf gesellschaftliche Verhältnisse und Möglichkeitsräume anderer Menschen hat: Das wohlfahrtchauvinistische Narrativ der einen bedeutet für andere die Einschränkung ihrer Möglichkeitsräume.

5. Diversität

Während *Intersektionalität* eher ein theoriebezogenes Analyseinstrument ist, stellen diversitätsbewusste Perspektiven inhaltliche Anforderungen an praktisches Handeln und Reflexion dar. Dabei unterscheiden sich bei den Fachdiskursen Sozialer Arbeit die Perspektiven und Begriffsverständnisse von denen der Wirtschaft (vgl. Fischer 2016).

Vereinfacht gesagt geht es in der Wirtschaft (auch) bei Diversität (meist wird dort von Diversity gesprochen) darum, dass ein optimaler Gewinn für das Unternehmen entstehen kann. Mit diesem Ziel vor Augen soll durch ein Diversity Management eine besondere Human-Resources-Strategie entwickelt werden. Es wird danach gefragt, wie die Belegschaft zusammengestellt ist und das Potential der Mitarbeitenden vor dem Hintergrund der jeweiligen Produkte, Kund_innen und Märkte optimal gefördert und genutzt werden kann. Eine divers zusammengesetzte Belegschaft soll etwa bei einem Geschäft im Dienstleistungsbereich mit hohem Kundenkontakt dazu führen, dass erstens passgenaue Produkte für eine umfangreiche Kundschaft entstehen und zweitens möglichst viele Segmente einer potentiellen Kundschaft – angeregt durch einen Verkauf, dessen Personal nahe an

der Lebenswelt verschiedenster Kund_innen ist – sich für die Produkte interessieren und sie schließlich kaufen (vgl. Kirton/Greene 2005).⁵

Im Bereich der Sozialen Arbeit stehen bei Diversität eher gesellschaftspolitische Ziele wie soziale Gerechtigkeit, Anerkennung, Partizipation, Gleichberechtigung und Antidiskriminierung im Vordergrund. Dabei sollte eine solche Zielsetzung *nicht* mit der realen Praxis und institutionellen Verfasstheit in den entsprechenden Handlungsfeldern verwechselt werden. Diese sind in aller Regel zumindest widersprüchlich: Auf der einen Seite mag es für Sozialarbeiter_innen z. B. den Wunsch geben, bei Krisen professionelle Hilfsangebote zu machen, die zur Entwicklung subjektiver Handlungsfähigkeit beitragen. Deshalb wird vielleicht versucht, subjektive Möglichkeitsräume zu erweitern und Wege dazu geduldig im Dialog mit den Betroffenen zu erkunden, wobei deren Eigensinn wahrgenommen und respektiert wird. Auf der anderen Seite arbeiten Sozialarbeiter_innen in aller Regel notwendigerweise in Institutionen und Organisationen, und der hierdurch gegebene implizite oder explizite Auftrag entspricht nicht unbedingt dem professionellen Selbstverständnis. Damit kommen grundlegende Fachdebatten zu einem doppelten oder mehrfachen Mandat oder zu Hilfe und Kontrolle in den Blick: Sozialarbeiter_innen treten häufig auch als Expert_innen einer kontrollierenden und zuweisenden Normalisierungsmacht auf, wobei es u.U. eher darum geht, Adressat_innen so kostengünstig und schnell wie möglich in bestehende Strukturen einzufügen, einerlei, was sie jeweils empfinden und ob dies wirklich die ‚beste‘ Lösung darstellt.

Mit einem diversitätsbewussten Ansatz muss sowohl der institutionelle oder organisationale Auftrag (*Wofür werde ich eigentlich bezahlt?*) reflektiert als auch eine diversitätsbewusste Professionalität zur Geltung gebracht werden. Die jeweils eigene Organisation muss untersucht und – wo nötig – verändert werden, etwa mit Blick auf vorhandene Zugangsbarrieren oder im Bereich der Personalentwicklung. Dies ist wichtig für das Arbeitsverständnis: Es geht bei Sozialer Arbeit eben nicht nur um ‚Beziehungsarbeit‘, sondern auch um die Arbeit an der Organisation und an institutionellen Rahmungen.

Im Bereich der Interaktion zwischen Professionellen und Adressat_innen ist es aus einer diversitätsbewussten Perspektive wichtig, auf *wechselseitige Zuschreibungen* innerhalb eines Settings, das von *Machtasymmetrien* durchzogen ist, zu achten: Ordne ich Adressat_innen bestimmten Positionierungen im Feld der Differenzlinien zu? Wie merke ich dies überhaupt? Hat dies nachteilige Folgen für Adressat_innen? Werde ich von Adressat_innen bestimmten Positionierungen

⁵ Für diesen Absatz habe ich eigene Ausführungen überarbeitet, die bereits an einem anderen Ort publiziert wurden: Leiprecht 2017, S. 54.

zugeordnet? Geht es hierbei um eine Reaktion auf Machtasymmetrien? Sind diese Zuschreibungen womöglich mit der Organisation und den (schlechten) Erfahrungen mit dieser Organisation verbunden? Kann ich hierdurch etwas über die Organisation, die mich bezahlt und beauftragt, lernen? Und: Welche Folgen sind mit den wechselseitigen Zuschreibungen möglicherweise verbunden? Können Zuschreibungen und Positionierungen offen thematisiert werden, und mit wem, oder werden sie dadurch nur noch vertieft und verfestigt? Die Fragen sind nahezu endlos und gleichzeitig ist die Beschreibung zu kurz und auch zu abstrakt, um wirklich eine Antwort geben zu können. Ziel kann hier auch nicht sein, die eine richtige Antwort vorzugeben. Ziel ist es vielmehr, darauf aufmerksam zu machen, dass eine (praxisnahe) Reflexion (gemeinsam mit Kolleg_innen) zu solchen Zuschreibungen und Positionierungen unverzichtbar ist, wobei das institutionelle Setting der Interaktion mit seinen *Machtasymmetrien* unbedingt Berücksichtigung finden muss.

6. Balanceakte und gegensätzliche ‚Wahrnehmungs- und Denkbewegungen‘

Diversitätsbewusste Perspektiven erfordern eine besondere Aufmerksamkeit für Differenzlinien, und zwar eine, die sich in verändernder Absicht bewusst mit sozialen Ungleichheiten und entsprechend regulierenden und rechtfertigenden Dominanz- und Machtverhältnissen auseinandersetzt. Mit *Bewusstheit* ist hier also zunächst eine Reflexions- und Wahrnehmungsperspektive gegenüber Differenzlinien gemeint. Dies geht nicht ohne Theorie, wobei auch die Theorie nicht beliebig sein darf: Stichworte hierzu, die im Verlauf dieses Aufsatzes genannt wurden, waren z.B. Othering, Intersektionalität, soziale Konstruktion von Groß-Gruppen, Rassismus, Klassismus und Möglichkeitsraum. All diese Theorien sind im engeren oder weiteren Kontext von Emanzipations- und Widerstandsbewegungen entstanden. Eine Reflexions- und Wahrnehmungsperspektive gegenüber Differenzlinien beinhaltet aber auch eine mit Sensibilität verbundene *Skepsis*. Aktivitäten wie Fragen, Zuhören, Beobachten und Selbstreflexion, eine untersuchende Haltung stehen im Vordergrund, und vorschnelle Gewissheiten, überhaupt eine Inszenierung von Allwissenheit und Belehrung sind fehl am Platz.

Oft handelt es sich bei diversitätsbewussten Perspektiven um *reflexive Balanceakte*: Differenzlinien entlang von Konstruktionen zu Groß-Gruppen sind häufig, aber nicht immer mit sozialen Benachteiligungen, Ausgrenzungsprozessen, Negativbewertungen usw. verbunden. Manches, was im Zusammenhang mit Unterschieden und Unterscheidungen unter Kindern und Jugendlichen im

öffentlichen Raum, im Jugendzentrum, in der Peergroup, unter Freund_innen, in der Familie etc. passiert, kann durchaus auch harmlos sein, als lustvoll erlebt werden, kann zu einem gelingenden Spiel gehören, das Professionelle stören, wenn sie selbst die Bedeutung einer (eigentlich unproblematischen) Differenzlinie als problematisch einführen. Zu einem diversitätsbewussten Ansatz gehört also auch Zurückgenommenheit und pädagogischer Takt, unterlegt von Empathie, verbunden mit Selbstbeobachtung und kollegialem Austausch, also insgesamt ein genaues Hinsehen, aber situationsangemessen, ohne etwas in eine Situation hineinzulegen, was nicht da ist, – aber eben auch ohne zu übersehen, was bedeutsam ist und zu Verletzung, Ausgrenzung und Benachteiligung beiträgt. All dies sollte unterlegt sein mit einer kritischen (Selbst-)Reflexion, also einer *untersuchenden Haltung*, die dort *differenzskeptisch* sein muss, wo Menschen auf einen bestimmten Unterschied/eine bestimmte Unterscheidung reduziert oder/und entlang von Unterschieden/Unterscheidungen in festlegende Kategorien gesteckt werden.⁶

Diversitätsbewusste Perspektiven verlangen von Professionellen die Reflexion von *Widersprüchlichkeiten*, aber Professionelle brauchen zudem eine Aufmerksamkeit dahingehend, dass sie sich nicht nur in widersprüchlichen Verhältnissen bewegen, sondern dass sie selbst mit gegensätzlichen ‚Bewegungen‘ wahrnehmen und denken, wobei dies einmal in problematischen Formen auftritt und (wenn erkannt) zu Veränderungen führen sollte, und ein anderes Mal als konstruktiv-kritische Paradoxie ausgehalten werden muss: Im letzteren Fall bin ich aufgefordert, etwas Bestimmtes wahrzunehmen, und gleichzeitig wird erwartet, dass ich genau dies *nicht* wahrnehme. Häufig wird in Texten zu Diversity versucht, dies mit Hilfe eines Gedichts der us-amerikanischen Feministin, Bürgerrechtlerin und Dichterin Pat Parker zu verdeutlichen. Sie schreibt in ihrem Gedicht mit dem Titel „For the white person who wants to know how to be my friend“: „The first thing you do is to forget that i’m Black. Second, you must never forget that i’m Black.“ (Parker 2016, S. 76) Ich verstehe diese Zeilen so, dass zum einen auf die Universalität des Menschseins und der Individualität aufmerksam gemacht und eine verallgemeinernde Kategorisierung als ‚schwarz‘ zurückgewiesen wird. In Freundschaften, in denen Vertrauen und Verstehen meist eine große Rolle spielen, kommt es darauf an, sich wechselseitig als individuelle Persönlichkeiten wahrnehmen zu können. Zum anderen aber gilt es, die gesellschaftlichen ‚Realitäten‘, mit denen die Freund_innen konfrontiert sind, nicht zu ignorieren und sich selbst mit den (de-)privilegierenden Unterschieden im Verhältnis zu den eigenen Freund_innen auseinanderzusetzen. Die Tatsache, dass die USA neben einer gewalttätigen

⁶ Auch für diesen Absatz habe ich eigene Ausführungen überarbeitet, die bereits an einem anderen Ort publiziert wurden: Leiprecht 2017, S. 55.

Geschichte der Sklaverei auch eine Gegenwart haben, in der Rassismus eine bedeutsame Rolle spielt, darf auch in einer solchen Freundschaft nicht vernachlässigt werden, da hierdurch – etwa über stereotypisierende Zuschreibungen, Negativ-Bewertungen, Othering-Prozesse und Diskriminierung – die Möglichkeitsräume als ‚schwarze‘ Frau deutlich eingeschränkt werden.

Anders gesagt: Diversitätsbewusste Perspektiven fordern dazu auf, Differenzlinien zu verflüssigen, ihnen keine dermaßen große Bedeutung zuzumessen und entsprechende Unterscheidungspraxen zu vermeiden. Das individuelle Subjekt soll im Vordergrund stehen, und es gilt, eine Sensibilität dafür zu entwickeln, dass das ständige Nachdenken, Reden, Schreiben usw. über eine bestimmte Differenz dazu beiträgt, Vorstellungen und Praxisformen zu dieser Differenz zu verfestigen. Aber ich soll – im Gegensatz dazu – genauso auf *solche* Differenzlinien, die zu ausgrenzenden, benachteiligenden und negativ bewertenden Positionierungen führen, mindestens mit einer kritischen Aufmerksamkeit reagieren, auch um einer diesbezüglichen Ignoranz, Achtlosigkeit, Verharmlosung und Unwissenheit entgegen zu wirken und erkennen zu können, ob, wie und wann durch die eigene Organisation, im Kolleg_innenkreis, beim eigenen Handeln etc. Diskriminierung, Ausgrenzung und Deprivilegierung aktiv oder passiv unterstützt werden. Diese gegensätzlichen ‚Wahrnehmungs- und Denkbewegungen‘ sind also *unvermeidlich*. Es gibt deshalb nur einen Weg: Sie müssen – so gut es geht – mit zum Thema gemacht und in unsere Reflexionen einbezogen werden.

Literatur

- Adichie, C. (2009): The Danger of a Single Story. Video, aufgenommen im Juli 2009 durch TEDGlobal.
https://www.ted.com/talks/chimamanda_adichie_the_danger_of_a_single_story?language=de#t-1106677, zuletzt gesichtet am 29. September 2017
- Blaine, B. E. (2007): *Understanding the Psychology of Diversity*. Los Angeles, London, New Delhi, Singapore: Sage.
- Crenshaw, K. (1994): Mapping the margins: intersectionality, identity politics and violence against women of color. In: M. Fineman & R. Mykitiuk (Hrsg.), *The public nature of private violence* (S. 93–118). New York: Routledge.
- Fischer, V. (2016): Der Diversity-Diskurs und schulisch orientierte Soziale Arbeit. In: V. Fischer, M. Genenger-Stricker & A. Schmidt-Koddenberg (Hrsg.), *Soziale Arbeit und Schule. Diversität und Disparität als Herausforderung* (S. 65–132). Schwalbach i.T.: Wochenschau.
- Kemper, A. & Weinbach, H. (2009): *Klassismus. Eine Einführung*. Münster: Unrast.

- Knapp, G.-A. (2005): ‚Intersectionality‘ – ein neues Paradigma feministischer Theorie? Zur transatlantischen Reise von ‚Race, Class, Gender‘. *Feministische Studien* 23 (1), (S. 68–81).
- Kirton, G. & Greene, A. (2005): *The Dynamics of Managing Diversity. A Critical Approach*. Oxford, Burlington: Butterworth-Heinemann/Elsevier.
- Leiprecht, R. (1990): ‚... da baut sich ja in uns ein Hass auf...‘. „Zur subjektiven Funktionalität von Rassismus und Ethnozentrismus bei abhängig beschäftigten Jugendlichen – eine empirische Untersuchung“. Hamburg: Argument.
- Leiprecht, R. (Hrsg.) (2010): *Diversitätsbewusste Sozialpädagogik*. Schwalbach i.T.: Wochenschau.
- Leiprecht, R. (2012): Sozialisation in der Migrationsgesellschaft und die Frage nach der Kultur. In: *Aus Politik und Zeitgeschichte (APuZ)*. Beilage zur Wochenzeitung Das Parlament. Herausgegeben von der Bundeszentrale für Politische Bildung, (49/50), (S. 3–7).
- Leiprecht, R. (2017): Diversität und Intersektionalität. In: A. Polat (Hrsg.), *Migration und Soziale Arbeit* (S. 51–61). Stuttgart: Kohlhammer.
- Lutz, H. (2001): Differenz als Rechenaufgabe: Über die Relevanz der Kategorien Race, Class und Gender. In: H. Lutz & N. Wenning (Hrsg.), *Unterschiedlich verschieden. Differenz in der Erziehungswissenschaft* (S. 215–230). Opladen: Leske & Budrich.
- Parker, P. (2016): For the white person who wants to know how to be my friend. In: J. R. Enszer (Hrsg.), *The Complete Works of Pat Parker*. Brookville NY: Midsummer Night’s Press (S. 76). Zuerst in *Womanslaughter* (1978), Oakland/CA: Diana Press.